

kanntermaßen auf der Ebene des Reiches den Zusammenhalt, während er bezüglich der Territorien und Städte sowohl die »Ausbildung konfessionskultureller Identitäten« als auch die »polemische Agonalisierung des Religionskonfliktes« förderte (313). Anders dagegen das Elisabethan Settlement, das unter dem primären Gesichtspunkt der Staatsräson einen »dezidiert integralistischen Ansatz« (321) vertrat. Es beendete das kurze katholische Intermezzo unter Maria Tudor und sorgte für die nachhaltige Durchdringung der englischen Gesellschaft mit protestantischem Gedankengut. Anders als der Augsburger Religionsfriede, der das Verhandlungsergebnis zwischen Kaiser und Ständen und damit auch zwischen unterschiedlichen Religionsparteien darstellte, trug das Elisabethan Settlement die entscheidende Referenzgröße bereits im Namen. Der möglicherweise wichtigste Unterschied zur Kirchenpolitik Heinrichs VIII. lag dann darin, dass Elisabeth I. als »queen-in Parliament« die Kirche von außen und nicht als oberste innerkirchliche Instanz regieren wollte (319f.). Während der Augsburger Religionsfriede die religiöse Differenz voraussetzte und Koexistenz innerhalb eines Reiches ermöglichen wollte, zielte das Elisabethan Settlement auf die Einheit von Kirche und Nation ab. Daraus leitet der Vf. wohlbegründet mehrere grundlegende Konsequenzen für die Folgezeit ab: Die englische Geistlichkeit könne zutreffender als die Pfarrer im Reich als »Staatsagenten« definiert werden (325) und die theologische Polemik, die im Konfessionellen Zeitalter im Reich aufblühte, konnte sich in England nur schwer entfalten, da sie stets unter dem Verdacht politischer Subversion stand.

Dieser Tagungsband bietet facettenreiche Einblicke in das komplizierte und außer-

gewöhnliche Verhältnis der englischen und Wittenberger Reformation. In ihrer Differenziertheit bestätigt die Mehrzahl der Beiträge, dass der Titel *Sister Reformations* mit Bedacht und zu Recht gewählt worden ist. Hinsichtlich der Gesamtkonzeption dieses Bandes ist lediglich auf ein Manko hinzuweisen. Die gelegentlich anklingenden Beziehungen zwischen der englischen und schweizerischen Reformation hätten in einem eigenständigen Beitrag untersucht werden können.

Münster

Malte van Spankeren

ATHINA LEXUTT: Die Reformation. Ein Ereignis macht Epoche. Köln: Böhlau 2009. 232 S.

Dass es der Reformationsgeschichte angesichts ihres immer weiter ausdifferenzierenden Forschungshorizonts dringend an einer aus theologischer Perspektive konzipierten Zusammenfassung bedarf, hat Heinz Schilling bereits vor mehr als 15 Jahren provokant formuliert, als er die versammelten Kirchenhistoriker provokant fragt, ob ihnen die Reformation abhanden gekommen sei. Diesem ambitionierten Vorhaben hat sich die in Gießen lehrende und für flott geschriebene Beiträge bekannte »Luther- und Reformationshistorikerin« Athina Lexutt gewidmet. Für den auch wegen seines reformationshistorischen Programms renommierten Böhlau-Verlag mit Sitz in Köln hat sie mit unverhohlener Sympathie für die Protagonisten der Reformation, allen voran Luther, und das mit ihm verbundene Geschehen, ein Buch geschrieben, dass Entdeckungen und Forschungsergebnisse präsentiert, »die auf's Papier drängen«. (7) Dafür setzt die Verfas-

serin bei der durch die aktuelle Konfessionalisierungsdebatte ein wenig verdrängte Epochenfrage ein. Dies völlig zu Recht, weil die Konfessionalisierungsthese ein Ergebnis der sehr viel älteren Epochendebatte war.

Der erste Abschnitt lautet also »Warum die Reformation eine Epoche ist«. Der Forschungsüberblick zeigt deutlich, dass diese Frage in vorausgehenden Publikationen alles andere als beantwortet worden ist. In einem weiten Querschnitt wird zielführend nachgewiesen, dass die bisher angebotenen Modelle zur Bestätigung wie zur Bestreitung des epochalen Charakters des Reformationsgeschehens defizitär bleiben. Diese Ansätze mutig überbietend postuliert Lexutt die Reformation als Epoche, welche sie »als in sich weitgehend homogenen Zeitabschnitt (versteht), wobei diese Homogenität Prozesse und Entwicklungen nicht ausschließt, aber die gemeinsamen Merkmale überwiegen.« (7) Diese Feststellung wird durch ein weiteres Argument ergänzt: Die Reformation hat ihren Ausgang in Luthers theologischer Reflexion und weitet sich zur Theologie- und Politikkritik mit weitreichenden Folgen. Lexutt erwägt die engen Verknüpfungen dieses Ereigniszusammenhangs mit spätmittelalterlichen Zeiten, betont aber doch den »herausragenden Stellenwert« der theologischen Initiation Luthers. Dies ist eine nicht unbestrittene Position: wird doch in der gegenwärtigen Forschung mit qualitativ höchst unterschiedlichen Argumenten heftig darüber diskutiert. Lexutt bemüht sich hier erneut die Synthese, indem sie mittelalterliche Prägung und radikalen Systembruch zu verschmelzen sucht: »Die Reformation ist meiner Ansicht nach also deshalb eine Epoche, weil sie auf beinahe allen Ebenen einen Umbruch allererst provoziert oder aber so beschleunigt hat, dass das mit-

telalterliche Weltbild danach keinen Bestand mehr hatte, und zwar weder theologisch noch religiös noch politisch und sozial. Da sie andererseits aber in dieser Hinsicht wie ein Katalysator wirkte, kann sie auch nicht einfach in den gesamten Frühneuzeitprozess aufgehend interpretiert werden, denn auch zu dem, was ihr folgte, sind zu große Unterschiede auszumachen, als das dies legitim wäre.« (21f.)

Dieser Grundansatz ist Ausgangspunkt für einen knappen Abriss der spätmittelalterlichen Geschichte als »Vorgeschichte einer Epoche« unter Hinweis auf die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Umstände, Renaissance und Humanismus sowie die kirchliche Frömmigkeit des ausgehenden Mittelalters. Die Skizze der »vorreformatorischen« Bewegungen mit dem aus älteren Darstellungen bekannten Dreiklang von Konziliarismus, John Wycliff und Jan Hus mag dem mit der bisherigen Forschung wenig vertrauten Leser Grundlagen zu vermitteln. Die sehr viel breitere Geistes- und Theologiegeschichte, wie auch die Geschichte der praktischen Frömmigkeit dieser Zeit wird allerdings sehr auf die der Reformation zuarbeitenden Momente zugespitzt. Entsprechend konzentriert auf das der These von der »herausragenden Bedeutung« Luthers und der von ihm mit den Thesen vom 31. Oktober 1517 an die Öffentlichkeit getragenen Thesen begonnenen Reformation zutragende Material wird sodann der weitere Ablauf des Geschehens über den römischen Prozess Luthers, sowie weitere reformatorische Bewegungen (Zwingli und die oberdeutsch-zürcher Reformation, die Wittenberger Bewegung und ihre weitergehende radikale Differenzierung sowie der deutsche Bauernkrieg) knapp skizziert. Mit dem Ende der Unruhen um das Jahr

1525 sieht Lexutt eine Phase der Konsolidierung eintreten, die mit den Reichstagen von Speyer (1526, 1529), und Augsburg (1530 und 1555) den ersten lehrmäßigen Formulierungen der reformatorischen Doktrin, der Reformation in England, den vergeblichen Religionsgesprächen, dem Schmalkaldischen Krieg, in dessen Folge ein erster, freilich vorläufiger Friedensschluss 1555 möglich wurde, sowie die Genfer Reformation unter Johannes Calvin konturiert werden. Der für eine Einführung konzipierte enge Rahmen des chronologischen Abrisses verleitet ein wenig zur Zusammenstellung höchst komplexer Sachverhalte und der gedrängten Synthese, die den inzwischen erreichten Stand der gegenwärtigen Reformationsgeschichtsforschung auf das Format einer Einleitungsvorlesung zusammenpresst. Ein dritter Teil wird mit »Unumkehrbarkeit« überschrieben und behandelt mehr oder minder die Zeit der Konfessionalisierung, mit jene Phase in der die Reformation kulturelle, politisch und theologisch kohärente Homogenitäten schaffen konnte. Hierzu verweist die Verfasserin neben der knappen Skizze protestantischer Lehrbildung und -differentiation auf die Ausbreitung der Reformation in Europa. Das vierte Kapitel bietet zunächst vier Biographien von Martin Luther, Ulrich Zwingli, Philipp Melancthon und Johannes Calvin, sowie eine Übersicht zu den lutherischen, reformierten und dem anglikanischen Bekenntnis. Die Entwicklung der römisch-katholischen Konfession mag man dem engen Referenzrahmen der Konfessionalisierungshypothese entnehmen wollen, freilich stehen die damit verbundenen Entwicklungen in einem sachlichen und zeitlichen engen Zusammenhang und werden nicht eigens erwähnt. Hingegen findet sich ein Ausblick auf die Zeit nach der Reformation, in dem

die Verfasserin auf knapp sechs Seiten die Entwicklungen der lutherischen Orthodoxie, des dreißigjährigen Krieges und dem sog. Westfälischen Frieden umreißt.

Der eingangs gestellten Frage nach dem Epochencharakter der Reformation fasst das sechste Kapitel die knappe Darstellung zusammen und fokussiert dieses auf die Beantwortung der eingangs gestellten Frage. Diese Antwort wird als durch die Darstellung im Fokus der einleitenden Definition dessen, was unter Reformation zu verstehen sei, entworfen. »Dass also die Reformation wirklich und ganz und gar eine Epoche genannt werden muss, scheint mit aller Klarheit und Deutlichkeit ausgesagt werden zu können, und es ist dabei unausweichlich, der theologischen Seite dieser Epoche gebührende Beachtung zu schenken. Eben in der unvergleichlichen Neuentdeckung des theologischen Fundaments mit ihrem entsprechenden Folgen liegt das Epochale der Reformation.« (209)

Die beiden nachfolgenden Fragen nach dem Verhältnis von politischer Geschichte und theologischem Impuls sowie nach der Nachhaltigkeit einer historischen Beschäftigung mit der Epoche der Reformation werden in diesem Duktus beantwortet: Die Politik lebt von dem epochalen Impuls der Reformation und hat sich insofern diesem zu beugen. Die Nachhaltigkeit des reformatorischen Impulses hingegen rührt aus dem dialektischen Wechselverhältnis des Schriftprinzips gleichermaßen als Formal- wie als Materialprinzip evangelischer Theologie bis in die Gegenwart hinein: »Das Schriftprinzip schützt also zum einen davor, in den theologischen Erkenntnissen und Formulierungen der Reformationszeit mehr zu sehen als Erkenntnisse und Formulierungen bestimmter Autoren; es schützt aber zugleich

davor, darin weniger zu entdecken als Texte, die nicht historisch zufällig, sondern exegetisch notwendig sind. Und eben darin über ihre Zeit hinaus gelten wollen.« Ihrer identitätsstiftenden Rezeption wegen bleiben sie, Lexutt folgend, bleibend gültig und haben auch im Kontext ökumenischer Annäherung nichts an Bedeutung verloren.

Die rhetorisch ansprechende Darstellung und die immer wieder durchscheinende Sympathie für Luther und seine Reformation mögen den unter vielfältigem Zeitdruck stehenden Rezipienten dazu verleiten, um eines gut konsumierbaren Überblicks willen historisch-kritische Solidität und methodische Sorgfalt zu vernachlässigen. Zu leicht brennen sich guten lesbare Formulierungen und identifikatorische Assertionen ein. Zweifellos ist die Schuld der Vereinfachung und Verknappung nicht allein der Autorin, sondern zu einem großen Teil auch dem vom Verlag vorgegebenen Format anzulasten. Dies ist freilich in seiner Wirkung nicht zu unterschätzen: die konfessionelle Luther- und Reformationsgeschichtsforschung hat vor dem Hintergrund einer um sich greifenden Debatte um den wissenschaftstheoretischen Wert theologischer, mithin auch der kirchenhistorischen Wissenschaft um so mehr jenes unangemessenen Präjudiz zu erwehren, wonach jegliches bekenntnisorientierte a priori per se unter dem Verdikt ideologischer mithin unwissenschaftlicher Methodik steht. So fasst etwa Helga Schnabel Schüle ihre Reformationsgeschichte (Stuttgart 2006) eine derartige Sicht der Dinge provokant in dem Satz zusammen: »Die Reformation war in ihren Wirkungen zumindest ambivalent, dies muss deutlich herausgestellt werden. Ein ›Minimum an Sympathie‹ kann daher als Prämisse der Forschung schon identisch mit einem ho-

hen Maß an Befangenheit sein.« (281) Eine bekenntnishafte oder auch nur -orientierte Lutherforschung hat in derartigen Diskursen bereits im Ansatz nur begrenzte eine Chance, Gehör zu finden. Dem Vorwurf konfessioneller Positionalität und milieu-stabilisierender Identifikationsrhetorik gilt es darum schon im Ansatz zu wehren.

Mainz

Markus Wriedt

JOACHIM RINGLEBEN: *Gott im Wort. Luthers Theologie von der Sprache her* (HUTH 57). Tübingen: Mohr Siebeck 2010. XI, 638 S.

Über Gott zu sprechen, das verlangt, im genauen Sinn, von *Gott* zu sprechen. Wer ist denn Gott, daß man von ihm reden könnte? Und was bedeutet es für die Sprache, wenn sie von Gott redet? Nicht von ungefähr ist, gerade im sprach- und erkenntnistheoretischen Horizont der Gegenwart, verschiedentlich über »Gott« als Wort unserer Sprache nachgedacht worden (Eberhard Jüngel, Trutz Rendtorff). In gewissem Sinne steht das neue Buch des Göttinger Systematischen Theologen Joachim Ringleben im Kontext dieser Fragen und nimmt sie doch auf eine ganz eigene Weise wahr, indem er das Thema in Gestalt einer umfangreichen Luther- Monographie erörtert, die zugleich den Anspruch erhebt, eine Sprachphilosophie zu entwickeln, die so fundamental ist, daß sie jeder Erkenntnistheorie zuvorkommt. Diese soll sich jenseits einer Sprachauffassung bewegen, nach der die Sprache ein nur äußerliches Mittel zur Darstellung von außersprachlichen Sachverhalten darstellt, aber auch jenseits einer solchen theologischen Sprachaneignung, die